

# Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Achtunddreißigster Jahrgang. Zweiter Band  
April bis Juni 1913



Stuttgart und Leipzig

1913

Deutsche Verlags-Anstalt

# Inhalt

des

## Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXVIII

(April bis Juni 1913)

	Seite
Sir Charles Bruce: Eine Brücke zwischen der Tripelentente und dem Dreibund	1
W. B. de Beaufort, früher K. niederländischer Minister des Aeußern: Die Großmächte und der Friede . . . . .	8
Ueber die Heeresverstärkung und über die einmalige Sorderung einer Milliarde. Ein Schreiben von Generalleutnant z. D. von Goertz an die Redaktion der „Deutschen Revue“ . . . . .	12
Kurd v. Schlözer: Amerikanische Briefe . . . . .	15
S. Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Gibt es für den Wettstreit der Flottenrüstungen eine Grenze? . . . . .	20
Schillerballast . . . . .	26
Freiherr v. Bengelmüller: Graf Mojs Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie . . . . .	33. 154. 277
Die Türkei vor den beiden letzten Kriegen 1910/1911. Auszüge aus den Aufzeichnungen und dem Tagebuch eines Diplomaten . . . . .	45. 221. 298
Julius Ernst Prinz zur Lippe: Petroleum und Petroleummonopol . . . . .	53
Politische Briefe des Grafen Hugo zu Münster an Edwin v. Manteuffel aus den Jahren 1852 bis 1853 und aus der Zeit des Krimkrieges . . . . .	60. 183. 326
Herzogin v. Rohan (Paris): Ueber die zeitgenössischen französischen Dichterinnen . . . . .	70
Kurt Riezler: Volk und Staat . . . . .	79
Germain Bapst (Paris): Das französische Oberkommando in der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat . . . . .	90. 205
v. Deines, General der Artillerie z. D.: Die Sage von der Ueberlegenheit der französischen Artillerie . . . . .	106
Richard Lester: Zum Gedächtnis der Erhebung von 1813 . . . . .	113
Dr. Freiherr v. Jettel: Graf Lehrenthal. Ein Gedenkblatt . . . . .	123
Zur europäischen Lage . . . . .	129
Lord Avebury: Tripolis und Balkan . . . . .	132
Sir Max Waechter, D. L. J. P.: England, Deutschland und der Friede Europas . . . . .	134
Freiherr von der Goltz, Generalfeldmarschall: 1813. Die Generalprobe von Großgörschen am 2. Mai 1813 . . . . .	146

	Seite
Freiherr von der Goltz, Generalfeldmarschall: 1813. Bautzen, die Schlacht der Enttäuschung am 20. und 21. Mai 1813 . . . . .	266
Generalleutnant Izzet Suad-Pascha: Ein Mißgeschick der türkischen Armee in den Kämpfen bei Tschataldscha . . . . .	169
Prof. Edoardo Maragliano: Neue Perspektiven im Kampf gegen die Tuberkulose . . . . .	174
Generalleutnant z. D. v. Szechl: Grenzschutz . . . . .	198
v. Deines, General der Artillerie z. D.: Zur Wehrvorlage . . . . .	232
S. Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Einführung zweijähriger Dienstzeit in der Marine . . . . .	236
Dr. Selig Meyer, Geheimer Justizrat, Kammergerichtsrat (Berlin): Der Weltwechselgerichtshof . . . . .	243
Österreich-Ungarn und Rußland. Von einem österreichischen Politiker	257
Wo liegt die Gefahr für den europäischen Frieden? . . . . .	274
Dr. J. Grober, a. o. Universitätsprofessor der innern Medizin in Jena: Publikum und Krankenhaus . . . . .	287
Wäre eine Neutralisierung Afrikas möglich? . . . . .	312
Otto Barnack: „Decadence“ . . . . .	320
Einige Bemerkungen zu den Wirren auf der Balkanhalbinsel. Von einem österreichischen Staatsmann a. D. . . . .	337
Josef Melnik: Gespräche über die auswärtige Politik mit dem früheren russischen Ministerpräsidenten Grafen Witte . . . . .	342
König Georg von Griechenland. Von einem in Athen tätig gewesenen österreichisch-ungarischen Diplomaten . . . . .	346
E. v. Horn, Oberverwaltungsgerichtsrat a. D.: Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn. 1863 bis 1869 . . . . .	351
S. Hoffmann, Konteradmiral z. D.: England, Deutschland und der Friede Europas . . . . .	366
Prof. Dr. Robert Piloty (Würzburg): Zentraleuropa . . . . .	370

#### Berichte aus allen Wissenschaften

Prof. Dr. jur. Friedrich Giese in Posen: Mißstände im preussischen Kirchensteuerrecht . . . . .	250
---	-----

#### Kleine Revuen

Literarische Berichte . . . . .	124. 253. 376
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .	128. 256. 379

## Ueber die europäische Lage

Wir setzen die Veröffentlichungen über obiges Thema fort, wenn wir auch mit den Ansichten der ausländischen Staatsmänner und Politiker, welche die betreffenden Artikel abzufassen die Güte hatten, nicht immer übereinstimmen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

\*

## Eine Brücke zwischen der Tripelentente und dem Dreibund

Von

Sir Charles Bruce

Im März-Heft der „Deutschen Revue“ hat deren Herausgeber die Ansicht ausgesprochen, daß das einzige Mittel, Europa von der Gefahr jahrelanger Beunruhigung und von der Last der wachsenden Rüstungen zu befreien, die Errichtung einer Brücke zwischen dem Dreibund und der Tripelentente sei, und daß eine solche Brücke nur durch eine Verständigung zwischen den beiden stärksten Mächten in der Entente und dem Dreibunde gebildet werden könne. Er hat die ehrende Aufforderung an mich gerichtet, mich an der Erörterung dieses Problems zu beteiligen.

Durch die Güte des Herausgebers wurde mir im Oktober vorigen Jahres gestattet, den Artikeln, die ich für die „Deutsche Revue“ über die englisch-deutschen Beziehungen geschrieben habe, einige Ausführungen unter dem Titel „Die englische Flotte als Werkzeug des Weltfriedens“ folgen zu lassen. In diesem Artikel wies ich darauf hin, daß die Ereignisse der jüngsten Zeit viel dazu beigetragen haben, die internationale Gefahr zu beseitigen, die durch den allgemeinen Eindruck entsteht, daß die Tripelentente eine dem Dreibund feindliche, organisierte Vereinigung sei, und die Erkenntnis zu fördern, daß es den einzelnen Mitgliedern der beiden Gruppen freisteht, mit den einzelnen Mitgliedern der andern Abkommen zu treffen. Ich sprach die Zuversicht aus, daß derartige Abkommen nicht mit Mißtrauen betrachtet, sondern als geeignete Mittel, zu einer allgemeinen Harmonie der Interessen zu führen, willkommen geheißen würden. Ich betonte deshalb, die Hauptforderung des Augenblicks sei, eine vollständige Verständigung



## „Decadence“

Von

Otto Sarnack

Vor fünfzig Jahren war es üblich, die Literatur der letzten Jahrzehnte, seit Goethes Tod, als Epigoneliteratur zu bezeichnen. Die Dichter selbst sträubten sich nicht gegen diesen Namen, weil sie das Berechtigte, das in ihm lag, erkannten. Geibel läßt, mit unverkennbarer Beziehung auf sich und seine Dichtergenossen, den „Bildhauer des Hadrian“ ausrufen:

„Was schön ist, ist schon dagewesen,  
Und nachgeahmt ist, was uns glückt.“

Aber bald nachher änderten sich die Zeiten vollständig. Das Selbstgefühl eines neuen Dichtergeschlechts empfand den Namen der „Epigonen“ als schlimmste Kränkung; es war erfüllt vom Bewußtsein des eignen Wertes und der Bedeutung dessen, was es zu geben hatte; selbst die Wissenschaft beeiferte sich nachzuweisen, daß jener Begriff des „Epigontums“ tatsächlich zu keiner Zeit imstande gewesen sei, der Fülle und Vielgestaltigkeit des literarischen Lebens gerecht zu werden.

Heute aber sehen wir mit Ueberraschung, daß ein anderes Wort, das dem unbefangenen Ohr weit schlimmer klingt als das vorige, anstandslos angewendet wird, ja sogar von Menschen, auf die es gemünzt ist, wohlgefällig als eine Art eigentümlicher Auszeichnung betrachtet und empfunden wird: das Wort Decadence. Wenn mit dem Epigontum nur die Abhängigkeit von großen Vorgängern bezeichnet wurde, so mit dem heutigen Wort das zweifellose Hinabgleiten unter die Höhe, die sie eingenommen hatten.

Es ist nicht wertlos, die eigentümlichen Merkmale einer solchen Erscheinung festzustellen, und zu betrachten, wodurch sich diese dem ursprünglichen Empfinden so widersprechende Schätzung der Decadence erklärt.

Der ganze Begriff, der hier zugrunde liegt, stammt her von der Betrachtung des allmählich seine Macht einbüßenden römischen Reichs. Gibbon hat in seiner berühmten „History of the decline and fall of the Roman empire“ eine ganze Reihe von Jahrhunderten unter den Gesichtspunkt des Verfalls gestellt, und die Kulturgeschichtsschreibung ist dann darauf ausgegangen, in allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens diesen immer fortschreitenden Prozeß des Hinabsinkens und der Zerfetzung nachzuweisen. Daß der Verehrer des klassischen Altertums diese Vorgänge mit bitterer Kritik und schmerzlicher Empfindung betrachtet, ist selbstverständlich; trotzdem ist die ausschließliche Beurteilung dieses langen Zeitraums als einer Verfallperiode ungerechtfertigt; denn in diesem Verfall liegen zugleich die Keime einer neuen Zeit: die Zerfetzung ist zugleich eine Gärung, die einen neuen Zustand vorbereitet.

Wenn nun heute von Decadence gesprochen wird, so entsteht zunächst die

Frage, ob die moderne Kultur, und besonders die Deutschlands, tatsächlich Züge des Verfalls, der Zerfetzung zeigt, so daß eine Literatur und Kunst der Decadence sich als eine naturgemäße Folge dieses Allgemeinzustandes darstellen würde. Den Höhepunkt unserer neueren deutschen Kultur wird man wohl unwiderrprochen in dem Zeitalter Goethes erblicken; auf das Jahrhundert, das seitdem verfloßen ist, würde sich die Frage beziehen, die wir gestellt haben. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat nun aber ein so gewaltiger politischer und wirtschaftlicher Aufschwung stattgefunden, daß es fast widersinnig scheint, hier noch Decadence zu suchen.

Doch andererseits sehen wir, daß dieser Aufschwung bei einem großen Teil der eignen Bevölkerung eine feindselige Beurteilung findet, daß ein Miß durch unser Volkstum geht, der eine innere Unsicherheit bedingt. Dieselbe Unsicherheit des Denkens und Empfindens nehmen wir auf den verschiedensten Gebieten wahr. Die Geschlossenheit und selbstsichere Bodenständigkeit, die in Zeiten der Gesundheit und Kraft das Kennzeichen einer einheitlichen, Leben und Geist des Volkstums ausfüllenden Kultur bilden, sind heute sehr selten geworden. Der Angehörige der herrschenden Klassen, der mit Behagen die Verspottung jener Klassen in Witzblättern betrachtet, der Geistliche, der sich in Widerspruch setzt zu der kirchlichen Autorität, an der er selbst Anteil hat, der Mann, der für das Aufhören der Vorherrschaft des männlichen Geschlechts eintritt, der Kapitalist, der sich sozialistischen Ideen hingibt, sie alle sind tatsächlich Decadenceerscheinungen. Am wenigsten finden sich diese Erscheinungen in der militärischen Welt, zum deutlichen Zeichen dafür, daß unsere heutige Kulturform hauptsächlich durch die militärische Macht noch aufrechterhalten wird.

Nun liegt aber zugleich offen zutage, daß in all diesen Erscheinungen auch die Keime des Fortschritts, die Keime zu neuen Gestaltungen unserer Kultur enthalten sind, und es zeigt sich auch hier, daß in dem Gärungs- und Zerfetzungsprozeß neue organische Kräfte sich entwickeln.

Wenden wir uns nun zurück zu Goethe und fragen wir, wie er sich zu den Erschütterungen und Zweifelschwächen des Daseins verhalten hat, so finden wir ihn stets für die geschlossene, in sich selbst ruhende, ihrer selbst bewußte Kraft eintreten. Er zeigt zwar überall das größte Interesse für die Werther-, Tasso-, Faustnaturen, aber er betrachtet sie und schildert sie als krankhaft. Was er bewundert, ist dagegen die unerschütterte Gesundheit des Wesens. So rühmt er von den Engländern, daß sie die Courage haben, das zu sein, wozu sie die Natur gemacht habe. „Es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten, sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen.“ So schildert er begeistert das über alles verehrte Hellenentum: „Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantastiebilder haben Knochen und Mark . . . Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.“ An diesem Maßstab gemessen, erschien er selbst sich freilich schon in gewissem Sinn als unter ungesunden Lebensbedingungen erwachsen. Man



lese darüber seinen Aufsatz: „Antik und Modern.“ Er verlangte aber von sich und von seinen dichterischen Zeitgenossen und Nachfolgern, daß alles Unklare, Schwächliche, Problematische, das sie in sich selbst hätten, aus ihrer Dichtung verschwinde und die innere Festigkeit und Klarheit, die Einheit von Form und Gehalt aus dem Dichtwerk spreche.

Es läßt sich leicht erkennen, wie sehr hiernit der tatsächliche Charakter der Goetheschen Dichtung übereinstimmt. Gerade die Art, wie er problematische Charaktere, unklare, dämmerhafte und zwiespältige Gemütszustände darstellt, zeigt die vollkommene Ueberwindung derselben im eignen Innern, die schrankenlose Souveränität, die über ihnen steht, die unangreifbare Objektivität, die sich aufs eingehendste mit ihnen beschäftigt, sich in sie vertiefen kann, ohne sich an sie zu verlieren. Hiermit ist auch innerlich verbunden die unerschütterliche Sicherheit in Beherrschung der Form, die untrügliche, sei es bewußte, sei es auch unbewußte Empfindung für die künstlerisch und gedanklich notwendige, unlösliche Verbindung von Form und Inhalt, jene Eigenschaften, die wir als die entscheidenden Merkmale der klassischen Kunst betrachten.

Nicht etwa in jedem Augenblick hat Goethe sie in dieser vollkommenen Stärke in sich gefühlt und gemeißelt. Auch er ließ sich, besonders im Alter, bisweilen gehen, behandelte manches „läßlich“, manches auch schrullenhaft; aber er war in jedem Augenblick imstande, sich wieder auf die volle Höhe zu erheben; sein Nachlassen war nicht Decadence, sondern Ablegen einer Rüstung, Aufatmen, Erholung; denn Kunst und Poesie in dem Sinn, wie Goethe sie fordert, ist kein ergötzliches Spiel, sondern ein ernster und strenger Dienst. Und die bewundernswerte Kraft und Willensenergie in diesem Dienst ist ihm bis in seine letzten Lebenstage treu geblieben.

Wenigen war es gegeben, auf derselben Höhe zu verweilen; wenige aber haben es auch nur gewollt. Diese robuste Gesundheit dichterischen Verlangens schien manchen unpoetisch, anderen gemüßlos. Der alternde Herder fand bei Goethe mißmutig eine teilnahmlose, genaue Schilderung der Sichtbarkeit. Die überragende Kraft dieses lebensvollen Schaffens forderte förmlich eine Opposition der Decadence heraus. Die ersten Decadents in der deutschen Literatur waren die Romantiker.

Sie erblickten ihre Aufgabe darin, die feste Kunstform durch die Willkür des Individuums zu zerbrechen, den Ernst des künstlerischen Schaffens durch „Ironie“ aufzulösen, die Einheit der Weltbetrachtung durch geistreiche Reflexion zu zerbrechen. Wenn den Zeitgenossen diese Bedeutung der Romantik zum Teil nicht klar zum Bewußtsein kam, so lag das darin, daß sie zugleich einen mächtigen neuen Stoffreichtum darbot, der ein lebensvolles neues Interesse mit sich brachte, und sodann daran, daß im Laufe der Zeit die Romantik selbst vor ihrer souveränen Willkürlichkeit Besorgnis zu empfinden anfang und sich in den rettenden Hafen des Katholizismus flüchtete.

Eine neue Richtung der Decadence tat sich in der Poesie des Welt Schmerzes auf. Der geniale Führer dieser Richtung, Lord Byron, war zwar ein Dichter

von solcher Urkraft poetischer Begabung, daß da, wo einzig und allein sein unmittelbares Empfinden und sein künstlerisches Schaffen zu uns spricht, wir die Wirkung einer unverlierbaren, ewigen Lebensmacht an uns erfahren; aber auf seine Bewunderer und Nachfolger wirkte mehr seine Lebensanschauung und Lebensführung ein, die den ausgeprägtesten Typus des Decadenten darstellte. Byron affektierte im Leben durchweg das gering zu schätzen, was ihm innerlich das wertvollste war, und das vor allem zu erheben, was er innerlich verachtete; dadurch ergab sich zwischen seinem Leben und seiner Dichtung ein beständiger Zwiespalt, der darin gipfelte, daß er selbst seine Poesie, das Lebensblut seines ganzen Organismus, mit gespielter Gleichgültigkeit behandelte. Diese Selbstironie ging zuerst als Pose in das Gebaren der Welt Schmerzdichter über, verband sich aber dort mit der tatsächlichen inneren Unsicherheit von Persönlichkeiten, die den gewaltigen Anforderungen, welche die vorwärtsdrängende Zeit an die Selbstbeherrschung und Lebensbeherrschung des Individuums stellte, nicht gewachsen waren. Für Deutschland ist bekanntlich Heinrich Heine die typische Erscheinung des Decadencedichters geworden; hier wurde eine natürliche Anlage und eine literarische Beeinflussung noch gesteigert durch die nationale Zwiespältigkeit, in der sich der Dichter zeitlebens bewegte. Wie sehr aber dieser Dichtertypus dem Charakter der Zeit entgegenkam, läßt sich daraus erkennen, daß Heine mehr als irgendein anderer Lyriker — Goethes unberechenbare Wirkung ausgenommen —, auf die weitere Entwicklung der lyrischen Poesie Einfluß geübt hat, nicht zu reden von seiner Bedeutung für die feuilletonistische Prosa, die durch ihn eigentlich erst geschaffen wurde. Sehr charakteristisch ist, daß auch die Schriftsteller, welche sich mit Aplomb als Propheten eines neuen Zeitalters ankündigten, wie zum Beispiel Gutzkow, doch zugleich entschiedene Züge der Decadence zeigten.

Ein Gegengewicht gegen diesen Zug, der übermächtig zu werden drohte, begann etwa seit 1840 der Realismus, besonders der volkstümliche, zu bilden. Immermann hatte zuerst neben die äußerste Verzerrung des Decadententums, die sein „Münchhausen“ zeigte, die gesunde Urpoesie des „Oberhof“ gestellt. Freilich zeigte das wenigste von der massenhaften ländlichen Gefolgschaft, die dem „Oberhof“ nachtrat, dieselbe Wahrheit der Naturkraft und Naturpoesie; aber die Kraft des Realismus offenbarte sich nun bald auch auf andern Gebieten, die dem dichterischen Können neue Aufgaben stellten und von ihm eine Beherrschung der Weltverhältnisse in mannigfachster Richtung verlangten. Bezeichnend aber war freilich, daß gerade die nächsten Verhältnisse, die der bürgerlichen arbeitenden Sphäre, am wenigsten dargestellt wurden — Hebbels „Maria Magdalena“ blieb vereinzelt —, und daß man mit Vorliebe die Realität eines möglichst fremdartigen oder exotischen Lebens darstellte. Gustav Freytag rechnete es sich demgegenüber bekanntlich als besonderes Verdienst an, in seinen Romanen „das deutsche Volk bei der Arbeit“ aufgesucht zu haben. Eine andre Richtung gesund-kraftiger realistischer Poesie schlug Gottfried Kellers eigenartig schweizerische Individualität ein, ohne aber damals die Verständnislosigkeit des breiteren

Desepublikums überwinden zu können. Auf die immer schattenhafter und lebloser werdende Poesie der nächstfolgenden Zeit einzugehen, ist hier nicht erforderlich; die formalen Vorzüge, die jene im vollen Wortsinne epigonenhafte Poesie besessen hat und die auch ihr einen eignen Wert verleihen, kommen für unsern Gedankengang nicht in Betracht.

Als sich dann zu Ende der achtziger Jahre die berühmte und berüchtigte „Revolution“ in der Literatur erhob, da war man anfangs für Decadencegedanken und -verlangen sicherlich vollkommen unzugänglich und die Streitrufen, besonders die Gebrüder Hart, stürzten sich mit wahrhaft jugendlichem Ueberschwang und Wagemut in den Kampf, in der festen Ueberzeugung, einem neuen großen Literaturzeitalter die Bahn freizumachen. Daß dem Realismus in dieser neuen Epoche eine besonders bedeutende Aufgabe zufallen müsse, lag auf der Hand; daß aber die Vorherrschaft eines zum Teil krassen und der künstlerischen Formung entbehrenden Naturalismus eintreten werde, war bei den ersten Kraftäußerungen durchaus noch nicht vorauszu sehen. Wenn nun dieser Naturalismus in „Vor Sonnenaufgang“ noch als Ausdruck eines überstarken Wahrheitsstrebens erscheinen konnte, so machten sich doch bald in ihm Züge der Decadence geltend, indem nur die trübsten Strömungen des Menschentums in hoffnungslosem Niedergang dargestellt und vor allem die Sprungfeder der Willensbetätigung aus dem mechanischen Lebensgetriebe ganz ausgeschaltet wurde. Wenn man sogar soweit ging, im Drama, das seinem Wesen nach auf Kampf gestellt ist, es als einen Vorzug zu rühmen, daß es in seiner modernen Form der entschiedenen Willensakte entbehrte, so sprach sich darin unzweifelhaft die Herrschaft der Decadence aus. Diese setzte sich fort, als im schärfsten Gegensatz zum Naturalismus die Neuromantik von einem sensitiven Aesthetentum zuerst in einsamer Stille hervorgezaubert, dann auf den offenen Markt gestellt, endlich sogar mit den Effektmitteln des Theaters ausgestattet wurde. Hier erhob man eine Empfindungsweise zur Beherrscherin der Kunst, die überhaupt nicht mehr nach Lebenswerten fragt, auch nicht nach positiven schöpferischen Kunstwerten, sondern die einzig und allein in der vollkommensten Selbstkonzentration, in dem Ausschöpfen und Auskosten der eignen Reizungen ihre Befriedigung findet. Die Ereignisse der Wirklichkeit, die Erzeugnisse der Phantasie, die Darstellungen auf der Bühne sind für diese Kunstweise nur von Bedeutung, insofern sie Nerven-erregung auslösen oder selbst als eine Abspiegelung und symbolische Verleiblichung der eignen Gefühlszustände aufgefaßt werden können. In dieser Dichtersphäre, die auch Verwandtschaft mit bestimmten Gruppen der bildenden Künstler aufweist, hat sich vor allem dann jene Stimmung herausgebildet, die das Wort Decadence gern als Charakteristik akzeptiert und nicht den Ehrgeiz zeigt, durch eine kräftige Willensbetätigung sich als eine beherrschende Macht im Weltgetriebe zu erweisen. Es liegt nahe, hierin bloß die Aeußerung eines krankhaften Zustandes zu finden. Aber auch hier verbindet sich mit dem Niedergang schon das Aufgehen eines neuen Lebens. Der rein ästhetisch gerichtete Mensch fühlt sich heute deshalb als Decadent, weil er an der Art von Willenskraft, die heute

die Welt beherrscht, keinen Anteil haben kann und haben will, und indem er sich von diesem Weltzustand abwendet und sich in die Welt des eignen Empfindens einspinnt, wirkt er in der Stille seines Wesens und Webens für das Aufgehen einer neuen Kultur, die das Leben nicht mehr als bloßes mechanisches Getriebe auffassen, die den ästhetischen Lebenstrieben eine höhere Bedeutung zusprechen wird. Er selbst hat freilich nicht die Kraft, für dies ästhetische Zeitalter zu arbeiten; er kann sich nur dafür unverfälscht erhalten, und wenn er es nicht mehr erlebt, der Folgezeit ein Beispiel der ästhetischen Persönlichkeit aufstellen.

In diesem Sinne ist mancher unserer großen Lyriker ein Decadent gewesen. In keiner Hinsicht war Eduard Mörike dem realen Weltgetriebe gewachsen; die Existenz, die er führte, war kümmerlich, nicht nur wegen materieller Dürftigkeit. Er verstand es nicht, auf das literarische Leben, auf die Geschmacksrichtung seiner Zeit irgendwelchen Einfluß zu nehmen; er war nur er selbst — ein schwacher Mensch — aber ein großer Dichter. Damals schätzten das nur wenige, heute schätzt es die Welt.

Nun liegt es freilich uns ganz fern, jedem Dichter oder Künstler, der sich in der Pose des Decadenten gefällt, die gleiche Bedeutung beizulegen. Von Pose haben wir hier überhaupt nicht sprechen wollen, sondern im Gegenteil von historischer Notwendigkeit und Tatsächlichkeit. Und es ist von Wert, auch die seltsamen und vom äußeren großen Gang der Zeit abstehenden Erscheinungen in ihrer Eigenart zu betrachten. Unsere Zeit ist von unendlicher Vielgestaltigkeit und Fülle der Entwicklungen; absterbende und aufstrebende Gebilde drängen sich nebeneinander, und für den Betrachter ist es oft schwer, im Drange des Augenblicks die Lebenskraft und den Zukunftswert der einzelnen Individualität richtig zu schätzen. Dies aber kann gesagt werden: daß gegenwärtig zahlreiche dichterische und künstlerische Begabungen vorhanden sind, die in ihrer eignen Sphäre schaffenskräftig sind, aber nicht imstande, auf die Welt und ihren Gang einzuwirken. Der Typus des großen Künstlers, der, wie Michelangelo, von der Mitwelt als „uomo terribile“ empfunden wird, muß erst neu wieder erstehen. Und wenn er entstanden ist, dann wird die Decadence eine überwundene Erscheinung der Literatur und Kunstgeschichte sein.